

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Barbara Vine
Kindes Kind

Roman
Aus dem Englischen von
Renate Orth-Guttmann

Diogenes

Titel der 2013 bei Viking (Penguin), London,
erschienenen Originalausgabe: ›The Child's Child‹
Copyright © Kingsmarkham Enterprises Ltd, 2012
Umschlagillustration von Bernard Villemot (Ausschnitt)
Copyright © 2015, ProLitteris, Zürich

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2015

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

120/15/44/1

ISBN 978 3 257 06946 4

Als Erstes fiel ins Auge, was für ein gutaussehender Mann James war. Nicht direkt wie ein Star, denn Schauspieler müssen heute nicht mehr unbedingt gut aussehen. Eher wie ein Filmstar der dreißiger und vierziger Jahre. Andrew besaß eine riesige Sammlung von DVDs. Die männlichen Stars, Clark Gable, Cary Grant, James Stewart und Gregory Peck, sahen alle umwerfend gut und zusammen genommen alle wie James aus – oder er sah aus wie sie. Vielleicht vor allem wie Cary Grant. Der soll ja angeblich nicht besonders helle gewesen sein, und wenn das stimmt, endet hier die Ähnlichkeit, denn James war hochintelligent. Er war – *ist* – groß, schlank, dunkelhaarig und hat eine völlig natürlich wirkende dauerhafte Bräune. Seine Augen sind dunkelblau, seine Zähne blitzen, wie bei Amerikanern üblich, er hat von Kopf bis Fuß einen perfekten Körper mit wohlgeformten, langgliedrigen Händen und kräftigen Beinen, die ich an einem heißen Tag nackt im Garten sah, muskulös, aber so makellos wie bei einem Kind.

Nach dieser Beschreibung könnte man denken, dass ich ihn begehrenswert fand, und in gewisser Weise tat ich das auch, aber nur so, wie man einen Mann auf einem Gemälde oder einem Foto anziehend findet. Und auch dann hätte ich versucht, meine Gefühle zu verdrängen, weil er Andrew gehörte und weil ich weiß, wie sinnlos es für eine Frau ist, sich

sexuell für einen schwulen Mann zu interessieren. Außerdem war er mir eher unsympathisch, und ich versuchte, auch das zu verdrängen.

Wir trafen in der Diele aufeinander. Die beiden waren gerade hereingekommen, und Andrew machte uns miteinander bekannt. James sagte kurz angebunden »Hi!« und bog dann gleich rechts ab, weil er offenbar schon wusste, dass die rechte Hälfte Andrew gehörte und die linke mir.

Vielleicht, redete ich mir ein, ist er schüchtern oder Frauen gegenüber gehemmt. Er verbrachte diese, nicht aber, soweit ich das beurteilen konnte, die nächste Nacht in unserem Haus. Ich ertappte mich dabei, dass ich am Morgen auf seine Schritte lauschte, und als ich hörte, wie Andrew ihn verabschiedete, und vom Zimmer meines Arbeitszimmers aus sah, wie James die Straße hinunterging, war ich erleichtert. Doch ich versuchte nach Kräften, mir dieses Gefühl zu verbieten, und sagte mir, dass man niemanden nach einer einzigen Begegnung beurteilen könne. Als James nach einer Woche wiederauftauchte, konzentrierte ich mich auf den Gedanken, wie schön das für Andrew war, der vor Freude strahlte.

James war nun immer öfter in Dinmont House. Natürlich ist das in einer Liebesbeziehung völlig normal. Wenn die Liebe nicht verpufft, wird sie ständig intensiver. Ich merkte, dass ich viel zu oft darüber nachdachte, spekulierte, sogar nach Zeichen Ausschau hielt, ob es etwas Ernstes war. Am schlimmsten aus meiner Sicht wäre es, wenn sie die Absicht hätten zusammenzuleben, mit anderen Worten, wenn James hierherziehen würde. Ich hätte Andrew darauf ansprechen können, wollte ihm aber keinen Floh ins Ohr setzen. Was töricht von mir war, denn wer würde mit einem

Liebhaber zusammenziehen, weil seine Schwester es ihm suggeriert hatte?

Weil ich die Entwicklung weiter beobachten wollte, bat ich sie an einem Samstagvormittag zum Kaffee. James war seit Donnerstagabend im Haus. Wir gingen in den Raum, den ich am liebsten hatte, das Arbeitszimmer von Verity. Wie der Salon (so hatte Verity ihn genannt), das unbenutzte Esszimmer und mehrere Schlafzimmer ist es voller Bücher. Bücher auf den Regalen, Bücher in den Schränken, in bis zu drei Reihen gestaffelt. James griff nach George Eliots *Adam Bede*, das mit dem Gesicht nach unten auf dem Tisch lag, blätterte kurz darin und sagte, er würde nie die Geduld aufbringen, so etwas zu lesen.

»Dieses Gelaber, Absatz um Absatz, Seite für Seite, Beschreibungen, Dialoge in Dialekt – schnarchlangweilig, der Kerl.«

»Es war eine Frau«, sagte ich schockiert, weil ich gedacht hatte, das müsste jeder wissen, schließlich hatte James selbst Bücher veröffentlicht. Schockiert aber auch über meinen abfälligen Ton. Ich versuchte immer noch, ihn zu mögen.

»Warum nennt sie sich dann George?«

»Weil ihre Chancen, gelesen zu werden, dadurch größer waren, als wenn die Bücher unter ihrem eigenen Namen erschienen wären.«

»War das nicht verlogen?«

Auch wenn ich ihm gerade über den Mund gefahren war – streiten wollte ich nicht mit ihm, und deshalb sagte ich nur, das sei eine originelle Betrachtungsweise, und fragte, ob sie schon gegessen hätten, etwas essen wollten.

»Nein, danke, *Sis*.« Diesen ungewöhnlichen und veralteten Ausdruck hatte Andrew irgendwo aufgeschnappt, als wir Kinder waren. »Wir sind beide verkatert. Nur Kaffee, danke.«

James sah uns groß an. »*Sis*? Nie gehört! Wer sagt denn so was?«

Ich brachte ein breites Lächeln zustande, aber meine Augen lächelten nicht mit. Dennoch war ich entschlossen, ihn zu mögen, komme, was da wolle. Als sie fort waren, setzte ich mich wieder an den Roman, von dem *der Schriftsteller* James Derain glaubte, er sei von einem Mann. Verity hatte mich immer ermahnt, »nicht da zu sitzen, wo die Spötter sitzen«, wie es in der Bibel heißt, und ich verbot mir deshalb sogar in Gedanken jeden Hohn und Spott, sagte mir, dass dieser Fehler selbst einem Gebildeten unterlaufen konnte. Also zurück zu *Adam Bede*. Beim Lesen fiel mir auf, dass George Eliot nirgends ausdrücklich schreibt, dass die siebzehnjährige Hetty Sorrel ein Kind erwartet. Auch dass Hetty von Arthur Donnithorne verführt wurde, können wir nur vermuten. Dem Leser wird lediglich gesagt, dass die beiden einen Kuss getauscht haben. Es gibt dunkle Andeutungen, dass ein großer Kummer auf der armen Hetty lastet, aber dass sie schwanger sein könnte, wird nie erwähnt. James würde das bestimmt verlogen nennen, aber wer sich schon mal mit viktorianischer Prüderie beschäftigt hat, weiß natürlich, dass die Autorin es nicht wagte, die Schwangerschaft der unverheirateten Hetty direkt anzusprechen, weil sie damit die Veröffentlichung des Romans gefährdet hätte. Wir erfahren von der Existenz des Babys erst, als man Adam sagt, dass es tot ist, und als Hetty unter Mordanklage vor Gericht steht.

Vorgeblich spielt das Buch 1799, obwohl George Eliot es in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schrieb. Wie wenig sich doch die Moralvorstellungen bis dahin verändert hatten. Ehe ich mir *Adam Bede* vornahm, hatte ich einen Artikel über eine Schule in Cheshire gelesen, in der sich junge Mädchen – fünfzehn Jahre oder jünger – auf den Realschulabschluss vorbereiten und ihre Babys mitnehmen können. Von so etwas konnte Hetty Sorrel nur träumen. Der Begriff der Schmach und Schande ist völlig verschwunden. Zu George Eliots Zeit – und auch noch bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts – ging es bei einer unehelichen Schwangerschaft vor allem darum, aber auch um Strafe und Vergeltung. Ich las noch einmal sorgfältig bestimmte Stellen in *Adam Bede* und überlegte, ob Hetty überhaupt wusste, dass sie schwanger war, ob sie sich vielleicht, weil sie ja auf dem Land lebte, über die möglichen Folgen ihrer Beziehung zu Arthur im Klaren gewesen war. Würde ein Mädchen, dem man nicht gesagt hatte, wie man schwanger werden konnte, den Zusammenhang zwischen sich und einer Kuh sehen, die auf einem Feld von einem Bullen besprungen wird?

Immerhin hatte mich das alles von Andrew und James abgelenkt.